

Die Barrikadenbraut

Sabrina Schmid

© 2023, Sabrina Schmid

Vollständig überarbeitete Neuausgabe des Titels
"Das Kreuz im Apfel" (neobooks 2017)

Autorin: Sabrina Schmid

Umschlaggestaltung: Buchschmiede

Bildmaterial: istock.com

Druck und Vertrieb im Auftrag der Autorin:
Buchschmiede von Dataform Media GmbH, Wien
www.buchschmiede.at - Folge deinem Buchgefühl!

Besuche uns online



ISBN:

978-3-99139-908-7 (Paperback)



Das Werk, einschließlich seiner Teile, ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung ist ohne Zustimmung des Verlages und der Autorin unzulässig. Dies gilt insbesondere für die elektronische oder sonstige Vervielfältigung, Übersetzung, Verbreitung und öffentliche Zugänglichmachung.

Ein Revolutionsroman

PROLOG

17. April 1849, Wien

*Gegrüßet seist du, Maria
voll der Gnade,
der Herr ist mit dir,*

Sie verschloss dem quäkenden Säugling den Mund, ohne ihn anzusehen. Es ist besser nichts zu spüren, hatte ihr die Mutter kurz vor ihrem Tod zugeflüstert und mit einer schwachen Handbewegung auf Lisbeths Herz gezeigt. Lisbeth war neun und wusste, dass der Teufel keine Hörner hatte, wie ihn der Dorfpfarrer in seinen Predigten am Sonntag beschrieb. Ob der Pfarrer wusste, dass der Teufel bei ihr zu Hause wohnte?

In manchen Nächten hatte ihre Mutter es nicht geschafft, ihn abzuwehren. Ihr Flehen wurde von den Pranken um ihren Hals erstickt. Lisbeths Herz hämmerte in diesen Momenten gegen ihre magere Kinderbrust. Sie wagte kaum zu atmen, konnte den Anblick nicht ertragen und sich dennoch nicht abwenden. Sie

konzentrierte sich auf die dunklen Wogen, die wie ausgegossenes Schmutzwasser über das Gesicht der Mutter schwappten. Der Teufel hörte irgendwann auf, die Mutter zu malträtiere-
ren und erhob sich nach einem Grunzen.

Die Erinnerungen an die Mutter waren nach all den Jahren verblasst. Die flüchtige Vorstel-
lung von Liebe war geblieben.

*du bist gebenedeit
unter den Frauen,
und gebenedeit ist
die Frucht deines Leibes, Jesus.*

Juli 1837, Ottakring

Lisbeth blies den Rotz in das Taschentuch, das ihr ihre Mutter geschenkt hatte. Zierliche Blümchen in Blautönen hatte diese eigenhändig draufgestickt. Anfangs brachte sie es nicht über sich, das hübsche Tuch zu verwenden. Es war zu schön anzusehen, um den Rotz hineinzublasen. Ihre Mutter meinte, auch schöne Dinge seien da, um verwendet zu werden. Die Mutter lag seit dem Mittagessen mit Wehen im Bett.

»Eichen, Buchen, Tannen und du musst fangen. Eichen, Tannen, Buchen und du musst suchen«, sagten Barbara, Rosa und Josef den Abzählreim auf.

Lisbeth lehnte ihre Stirn an den Baumstamm, barg ihr Gesicht in den Händen und drückte die Augen fest zu, um nicht des Schummelns bezichtigt zu werden. Sie war neun und somit gleich alt wie Josef, der ebenso wie Rosa und Barbara aus Wien kam. Sie hingegen war aus dem Bauch der Mutter gekommen.

Lisbeth liebte es, im Gemüsegarten zu knien, während ihre Mutter ihnen Geschichten über die verärgerte Karotte erzählte. Die Kinder prusteten jedes Mal los, wenn die Karotte orange vor Ärger den Erdapfel als dicke Knolle beschimpfte.

Weniger gern mochte Lisbeth die Großmutter und den Großvater. Wenn der Pfarrer in der Sonntagspredigt darauf hinwies, seinen Nächsten zu lieben, berief sie sich darauf, dass der Teufel nicht zu diesen Nächsten zählen konnte. Immerhin hatte sie die Mutter und die Geschwister aus dem Findelhaus lieb. Das musste genügen.

Ihre Mutter schrie sich in dieser Nacht die Seele aus dem Leib. Die Kinder saßen zusammengekauert in einer Ecke und weinten still. Im Morgengrauen gebar sie zwei Mädchen, die so winzig waren, dass Lisbeth es kaum glauben konnte. Wenige Stunden danach schloss ihre Mutter die Augen und öffnete sie trotz inständigen Flehens nicht mehr. Die Großmutter saß ausnahmsweise nicht keifend am Küchentisch und starrte die beiden Säuglinge an.

Am darauffolgenden Tag packte sie eines der Neugeborenen und fuhr mit dem Wagen davon. Lisbeth, Josef, und die beiden jüngeren

Mädchen blieben mit dem Zwillingsmädchen zurück. Bald entdeckten die Kinder, dass es sich am besten beruhigen ließ, wenn man ihm den kleinen Finger in den Mund steckte. So wechselten sie sich den ganzen Tag darin ab und ließen es mal am eigenen, mal am Finger des anderen saugen, bis die Großmutter am Abend heimkehrte und wortlos das Geschwisterchen und einen weiteren Säugling mitbrachte.

September 1833, Wien

»Die Zustände in der Außenpflege sind vielerorts schauerlich! Davor können wir nicht die Augen verschließen!«

»Die Leitung verschließt keineswegs die Augen davor. Fällt eine Pflegepartei dem Visitator ins Auge, wird sie mit sofortigem Entzug des Pfleglings bestraft.«

»Beim aktuellen Fall überkommt einen mehr als ein Schaudern. Er zeigt erneut, dass die derzeitigen Kontrollen nicht ausreichen. Über Jahre hinweg hatte dieses Weib aus Ottakring Kinder aus dem Findelhaus in Pflege. Keiner wusste, Welch unehrbarer und verwerflicher Machenschaften sie sich dazu bediente. Im Protokoll des Visitators heißt es und ich zitiere: *Nachdem ich an ihrer verschlossenen Tür eine geraume Weile gewartet hatte, kam sie, angeblich aus der Apotheke zurück, und welcher Anblick bot sich mir in der bewussten Stube dar! Auf einem elenden, über zwei Tische gebreiteten Strohlager lagen drei Säuglinge,*

keiner noch zwei Monate alt, nebeneinander; zwei davon vom Durchfall besudelt, der dritte, vielleicht seit einer Stunde tot.

Die Untersuchung des Falles wurde umgehend eingeleitet und was dabei herauskam, kann getrost als verbrecherisch bezeichnet werden.«

Der Redner machte eine bedeutungsschwere Pause, um die versammelte Kommission auf die erschreckenden Einzelheiten der Untersuchung einzustimmen.

»Vom Herbst 1828 bis zum ersten Halbjahr 1837 nahm die verheiratete Bäuerin Therese Hochstätter siebzehn Findlinge auf. Die ersten sieben starben nach spätestens einem Monat. Die Verordnung des Findelhauses, nur an Brustparteien abzugeben, umging diese Person, indem sie ihre erst kürzlich niedergekommenen Tochter schickte. Die beiden siebenjährigen Mädchen und der neunjährige Junge, die trotz erbärmlicher Zustände der Säuglinge, guter Gesundheit vorzufinden waren, befinden sich mittlerweile in anderweitiger Pflege. Über die Zuständigkeit für das Mädchen, das Lisbeth genannt wird, jedoch nirgends aufscheint, weder bei der weltlichen Obrigkeit noch im Taufregister, wird derzeit noch beraten. Der

Pfarrer, ein gewisser Johann Lutner, gibt an, nichts von den Zuständen gewusst zu haben. Er hat die Pfarre in Ottakring vor einem Jahr vom verstorbenen Pfarrer Gregor Kaller übernommen. Dieser hatte der Therese Hochstätter jahrelang die Ehrzeugnisse ausgestellt.«

Der Kommissär massierte seine Schläfe, bevor er mit seinem Schreckensbericht fortfuhr.

»Johann Hochstätter gab bei der Vernehmung zu, seine Tochter mehrmals geschwängert zu haben. Wie viele Kinder er tatsächlich mit ihr gezeugt hatte, konnte er nicht konkret angeben. Mit den Beträgereien am Findelhaus hatte er angeblich nichts zu tun. Dies war alleiniges Nebengeschäft seiner Gattin. Einer der drei Säuglinge, die der Visitator Mückisch laut seinem Bericht auf dem Küchentisch aufgereiht vorfand, stammten aus dem Findelhaus. Unhaltbare Zustände! Diese raffgierigen Frauen tun den Findlingen nicht einmal die nötigste Pflege an.«

»Das ist keine neue Erkenntnis, so traurig sie sein mag. Die Findlingspflege hat sich zu einem eigenen Erwerbszweig entwickelt. Da kann noch so oft an den Christenmenschen appelliert werden. Reiche, wohlsituerte Familien nehmen selten einen Findling auf. Es sind

die armen Volksklassen, die sich mit dem Kostgeld selbst über die Runden bringen.«

»Die ordentliche Versorgung der Kinder muss trotz dieser Tatsache sichergestellt werden. Darin sind wir uns hoffentlich einig. Eine neue Regelung über die Kontrollorgane wird hermüssen.«

»Werte Herren, nicht nur die Zustände außerhalb sind untragbar, auch der Zustand im Haus.«

»Wie dürfen wir das auffassen?«

»Ich zitiere gerne eine Stelle aus dem Bericht besagten Arztes. Er ist seit dem Jahr 1810 Aufseher der Findelanstalt. *Ich kenne ein Weib, welches in einem Jahr zum 13. Male einen lebenden Findling gegen einen unter ihren Händen gestorbenen erhielt.*«

»Worauf genau wollen Sie hinaus?«

»Stellt sich das nicht verständlich dar? Dann erkläre ich es gerne. Diesen gottlosen Weibern wird durch die losen Gesetze der Findelanstalt noch die Hand gereicht. Wie kann es angehen, dass eine Frau ihre Tochter vorschickt, ausgestattet mit fremden Zeugnissen, und einen Findling nach dem anderen überreicht bekommt? Wie kann es angehen, dass der Pfarrer gutgläubig Sittlichkeitszeugnisse ausstellt,

obwohl in dem Hause Notzucht vorgeht? Eine härtere Reglementierung der Abgabe und vor allem eine stärkere Kontrolle der Pflegefrauen vor der Zuteilung eines Kindes müssen her!«

Doktor Franz Mückisch, langjähriger Visitator der Findelanstalt, dachte ernsthaft daran, sein Kündigungsgesuch einzureichen. Er hatte der Therese Hochstätter die Papiere aus der Hand gerissen und sie aufgefordert, ihr den Säugling aus der Findelanstalt anzuzeigen. Eines der älteren Mädchen schrie wie verrückt, als die Frau auf einen lebenden Säugling deutete: *Das ist aus dem Bauch der Mutter!*

Der Visitator stand in der nach kranken Ausscheidungen stinkenden Stube und schwor sich, das Schreiben mit seiner Kündigung noch am selben Tag aufzusetzen. Er flüchtete mit zwei größeren Mädchen, einem Jungen und einem in Tücher eingeschlagenen kleinen Leichnam. Ob er die richtigen Kinder mitgenommen hatte, konnte er nicht gesichert sagen. Es waren zumindest fünf an der Zahl, das Geschlecht stimmte und das Alter kam in etwa hin.

In derselben Woche kam die Polizei in Begleitung des fünfundvierzigjährigen Pfarrers.

Die Großmutter bestritt unter Berufung auf Gott die Existenz von zwei weiteren Säuglingen im Haus, wie es der Visitator Mückisch in seinem Bericht vermerkt hatte. Die kleinen Körper der Zwillingsmädchen wurden wenige fingerbreit unter der Erde im Gemüsegarten zwischen den Kürbissen entdeckt. Lisbeth war froh, dass die Großmutter sie nicht zwischen den Karotten verscharrt hatte. Die Großeltern wurden unter lautem Protest aus der Stube geführt und weg waren sie.

Pfarrer Lutner bedeutete ihr, ihm zu folgen. Der Visitator hatte ihn in einem Schreiben dazu angewiesen, das Kind für einige Tage in seine Obhut zu nehmen, bis die Zuständigkeit für die Versorgung des Mädchens geklärt sei.

Johann Lutner wünschte sich zum wiederholten Male in seine alte Pfarre in Hollern bei Bruck an der Leitha zurück. Die alten Ottakringer nahmen es ihm übel, dass er sich nicht wie sein Vorgänger der Gemeinde anschloss und in den Familien verkehrte. Die Bewohner des neuen Ortsteils waren die Nachsichtigeren, obwohl auch diese die Seelsorgequalitäten eines Pfarrers in der Häufigkeit seines Wirtshausbesuches maßen. Demnach war er ein miserabler Seelsorger, denn die Schenken besuchte er

nicht. Der Konsum von Alkohol verschlimmerte seine Gicht. Am meisten trug zur Verschlechterung der Beziehung der ewige Streit um den Hausgulden bei, auf welchen er nicht verzichten konnte, ohne sein Einkommen empfindlich zu schmälern. Die Eigentümer der neuen Häuser hielten sich anfangs dazu nicht verpflichtet. Die Rückstände waren größer geworden, bis er eine Beschwerdeeingabe bei der Landesregierung machte. Diese verfügte, dass der zu entrichtende Betrag aus der Gemeindekasse zu erfolgen hatte. Die Gemeinde nutzte diese Gelegenheit, ihn bei der Bevölkerung noch unbeliebter zu machen.

Vor ihnen tauchten der Pfarrhof und die Kirche auf. Er erinnerte sich gut an seine Ankunft vor einem Jahr in der Pfarrei Ottakring. Die Aufschrift ober der Kirchentüre *Dilexi decorem domus tuae* stellte sich nach einem ersten Rundgang als Ironie erster Gütekasse heraus. Die Kirche war innen rot und gelb gefärbelt, recht stark in die Augen fallend. Der Tabernakel, die Kanzel und die Orgel waren grün angestrichen. Der Kanzel gegenüber stand ein grün angestrichener Kasten mit einem Krippel. Zwei geschnitzte und bemalte Engel von ungleicher Größe auf braunen Fußgestellen

thronten auf dem Hochaltar, auf welchem vier alte zerbrochene Leuchter standen. Auf beiden Seiten der Wand waren zwei Bretter angenagelt, nach der Form Johannes und Maria ausgeschnitten. In der Mitte des Altars an der Wand hing die Abbildung des sterbenden Heilands am Kreuze. Dieses Bild ließ er zwar putzen, aber das Gemälde blieb wegen seines Alters undeutlich und schwarz. Seit seiner Ankunft war er auf Übelstände gestoßen. Er hatte mit konsequenter Strenge versucht, die Kassen und das Armeninstitut zu ordnen und die Kirchenzucht zu heben. Seine Bemühungen brachten ihm Widerstand und Anfeindungen ein. Unter sich hielten die Ottakringer nicht zusammen, aber gegen jene, welche hier nicht aufgewachsen waren, war der Zusammenhalt ein fester.

»Du bist nicht getauft«, stellte Johann Lutner fest, als er mit Lisbeth am Tisch im Pfarrhaus Platz nahm.

Zwei kleine quadratische Fenster auf die Gasse und das winzigen Winkelfenster waren die einzige Tageslichtquelle.

»Du bist jeden Sonntag in der Kirche gesessen und nicht getauft. Ich dachte, du seiest aus dem Findelhaus, wie die anderen.«

»Nein, Herr Pfarrer, ich komme nicht aus Wien. Ich komme aus dem Bauch meiner Mama«, klärte sie den Pfarrer auf. Und weil Lisbeth das Gefühl hatte, dass der Pfarrer zu wenig wusste, beschloss sie, ihn auch über den Teufel aufzuklären.

»Keine Hörner, Herr Pfarrer, keine Hörner«, schloss sie ihren Bericht über den Teufel in ihrem Haus und beobachtete dabei die fahler werdende Gesichtsfarbe des Geistlichen.

»Du wirst getauft. Ungetauft im Pfarrhaus, das geht nicht an.«

Drei Tage blieb Lisbeth beim Pfarrer, ehe der Dorfrichter Franz Sallinger sie abholte und in das große Haus mit den vielen Kindern in der Alservorstadt bringen ließ. Sie saß am Tisch mit Kindern, die sie nicht kannte, und wurde von einer Frau mit weißer Schürze und weißer Haube beim Essen beaufsichtigt. Auf den aufgereihten Matratzen am Boden neben der Wand schliefen die Säuglinge.

Ihre Vorfreude, Barbara, Rosa und Josef in dem Findelhaus wiederzusehen, wurde enttäuscht. Sie waren nicht da.

Sie beschloss, die Wärterin mit der Haube zu fragen. »Täuschlinge bleiben nie so lange, außer sie sind recht krank.«

»Was ist ein Täuschling?«, fragte Lisbeth, das letzte Wort lang dehnend.

»Beim Essen wird nicht gesprochen«, erinnerte die Aufseherin.

»Bin ich ein Täuschling?«

»Täuschlinge sind von den Kostplätzen zurückgestellte Kinder, aus den verschiedensten Gründen. Du bist ein zeitweilig aufgenommenes Kind.«

»Was ist das?«

»Kinder, die nicht aus dem Findelhaus stammen.«

»Aha, Kinder aus dem Bauch der Mutter.« Lisbeth schob sich das nächste zu große Erdapfelstück in den Mund. »Ich verstehe.«

3

Juli 1838, Ottakring

An die Brücke, welche über den Bach an die Tür führte, konnte Lisbeth sich nicht erinnern.
»Der Buckel ist schlimmer geworden«, stellte sie fest.

Johann Lutner blickte auf das Mädchen herab, das ihn vor zehn Monaten darüber aufgeklärt hatte, dass der Teufel keine Hörner hatte.

»Kommissär Traxler mein Name, vom Magistratsdepartment der k. k. Haupt- und Residenzstadt Wien. Ich soll Ihnen Lisbeth Hochstätter überstellen, normalalt geworden und somit aus der Findelanstaltpflege entlassen.«

Galt früher noch als Normalalter fünfzehn Jahre, konnten die Kinder seit einigen Jahren nur mehr mit einer zehnjährigen Versorgung rechnen.

Da der Geistliche wortlos dastand, ergriff der Beamte erneut das Wort.

»Es hat ein Schreiben mit den entsprechenden Anweisungen der Findelanstalt bei sich. Ich empfehle mich.«